

Zum bivalenten Denken bei Max Weber, Niklas Luhmann und Hartmut Esser

Kron, Thomas; Winter, Lars

Postprint / Postprint

Sammelwerksbeitrag / collection article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

SSG Sozialwissenschaften, USB Köln

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kron, T., & Winter, L. (2006). Zum bivalenten Denken bei Max Weber, Niklas Luhmann und Hartmut Esser. In R. Greshoff, & U. Schimank (Hrsg.), *Integrative Sozialtheorie? Esser - Luhmann - Weber* (S. 489-514). Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-197260>

Nutzungsbedingungen:

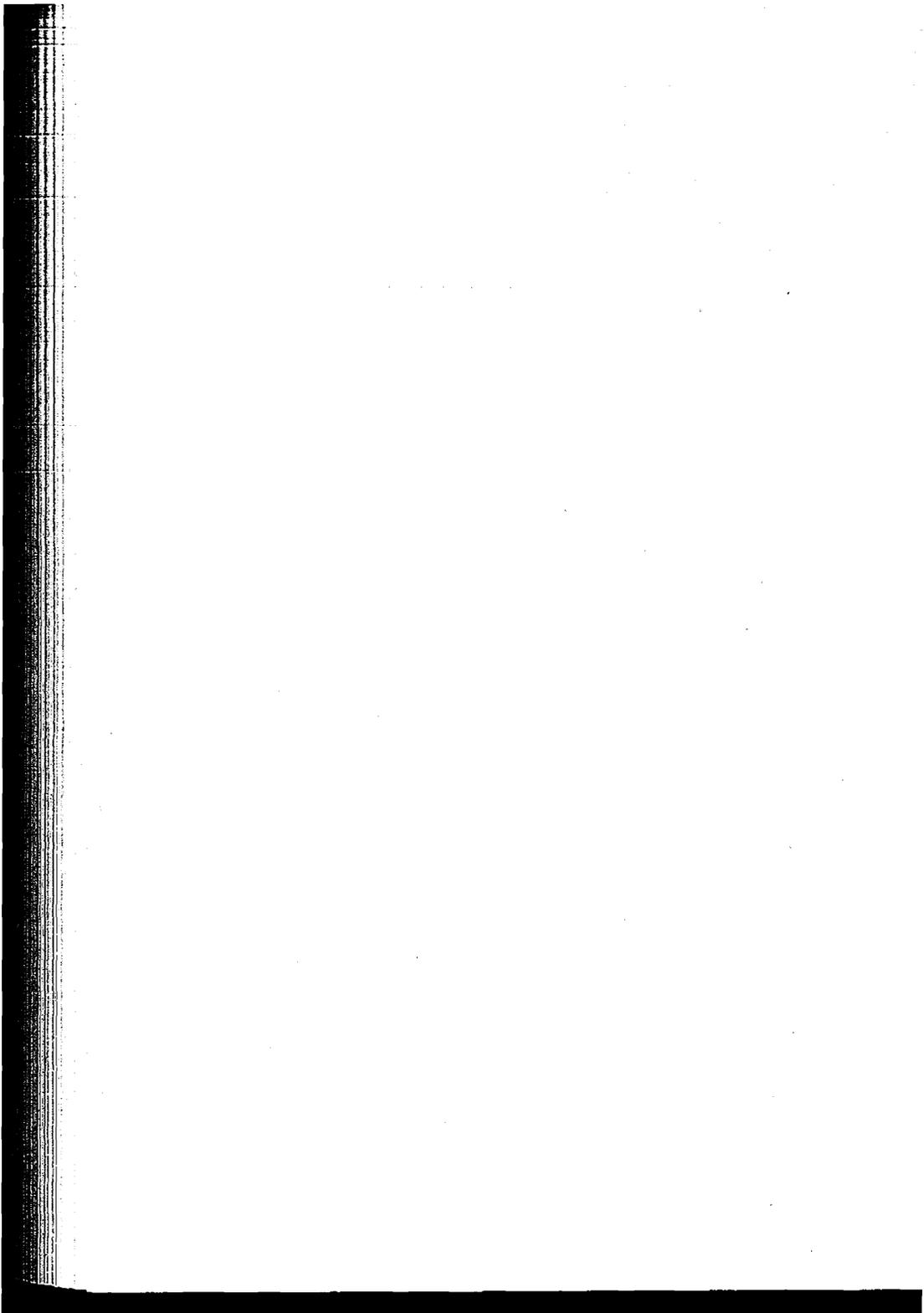
Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Zum bivalenten Denken bei Max Weber, Niklas Luhmann und Hartmut Esser

Thomas Kron und Lars Winter

1 Einleitung

Es darf inzwischen als common sense gelten, dass die Dinge der Welt, die uns bewegen, nicht so sind wie sie sind, sondern so wie wir sie definieren. Die Definition der Situation orientiert das Handeln und verleiht ihm Sinn. Die Situationsdefinition funktioniert zumeist auch recht gut, selbst wenn die Objekte der Situation keine signifikante Eindeutigkeit aufweisen. Im Alltagsleben kommen wir mit solchen „Vagheiten“ ganz gut zurecht, wenigstens solange sie keinen größeren Schaden anrichten.

Betrachten wir etwa das so genannte *Sorites Paradox*. Dessen Bedeutung lässt sich beispielhaft gut veranschaulichen. Gegeben sei ein Sandhaufen. Man nimmt ein Sandkorn weg. Ist es immer noch ein Sandhaufen? Ja. Das ändert sich auch nicht, wenn man ein zweites oder drittes Sandkorn wegnimmt. Irgendwann bleibt aber nur noch ein Sandkorn übrig. Wann hat der Sandhaufen aufgehört, ein Sandhaufen zu sein? Derartige Fragen machen im Alltag nur selten Probleme, z.B. wenn die Mutter dem Kind sagt, es solle den Sandhaufen, den dessen Schuhe im Flur hinterlassen haben, beseitigen, obwohl nur ein paar Körnchen Sand herumliegen, denn das Kind wird dies wohl als Aufforderung zum Säubern verstehen – also eine bivalente Deutung im Sinne von schmutzig / nicht-schmutzig vornehmen. Notfalls werden Begriffe erfunden, mit denen sich derartige Paradoxien thematisieren lassen, ohne sie dann als solche noch auflösen zu müssen, z.B. bei der Rede von einer „Halb-Glatze“, bei der nicht mehr entschieden werden muss, wie viele Haare bis zu einer Voll-Glatze noch ausfallen müssen.

Die Wissenschaft darf mit solchen Vagheiten allerdings nicht so sorglos umgehen, weil sie sich der Wahrheit verpflichtet hat. Der Ausdruck „Wahrheit“ bezieht sich in der Regel auf Aussagesätze und bezeichnet dann im Allgemeinen die Übereinstimmung des Gehaltes dieser Aussagen mit der Wirklichkeit. Und hier wünscht die Wissenschaft größtmögliche Klarheit. Mehr oder weniger explizit gilt deshalb auch heute noch in weiten Teilen der Wissenschaft – inklusive der Soziologie – die Orientierung an den von Aristoteles formulierten logischen Gesetzen vom ausgeschlossenen Widerspruch und vom ausgeschlossenen Dritten. Folglich ist *jede Aussage per definitionem wahr oder falsch*, wobei ausgeschlossen wird, dass eine Aussage wahr *und* falsch ist.

Zu dieser Vorgehensweise bemerkt Mario Bunge (1983, S. 141): „Die Historiker der Ideengeschichte haben gezeigt, dass es für das archaische und noch für das antike Denken charakteristisch ist, alles auf Gegensatzpaare zu reduzieren: Tag – Nacht, sterblich – unsterblich, essbar – nicht essbar, beweglich – unbeweglich etc. Dieses Charakteristikum wird beibehalten in der ersten Phase der wissenschaftlichen Behandlung eines Problems: wie der Neurophysiologe zu Beginn des Jahrhunderts alles auf ein Zusammenspiel von Reiz und Hemmung reduzieren wollte, so gerät der Soziologe [...] in die Versuchung, alles in Termini [...] von Paaren ähnlicher Gegensätze zu erklären. Zweifellos weisen einige reale Systeme, seien sie physische, seien es kulturelle, polare Charakteristika auf. Aber sie weisen auch andere auf, die es nicht sind. Die moderne Wissenschaft hat gezeigt, dass die Realität nicht in die polaren Schemata passt, sei es das von Pythagoras, sei es das von Hegel: die polaren Systeme sind die Ausnahme, nicht die Regel.“ (1983, S. 141) Und an gleicher Stelle heißt es ein paar Zeilen weiter: „Diese Philosophie [der Bivalenz, d.V.] beginnt damit, die einander widersprechenden Komponenten oder Aspekte des fraglichen Systems auszusondern und findet in diesen Gegensätzen den Motor ihrer Entwicklung [...]. Diese Art der Erklärung ist so primitiv, wie die Dichotomisierung, die ihr vorausgeht, und ebenso unvereinbar mit einer wissenschaftlichen Betrachtung der Welt.“

Kritisiert wird also die Dichotomisierung der Welt – paradigmatisch in der Digitalisierung der Welt mit Nullen und Einsen umgesetzt –, die der Wirklichkeit nur in Ausnahmefällen angemessen ist. Dichotomisierung führt einfach zu großen Informationsverlusten.¹ Es sei ein kultureller Glückstreffer gewesen, dass die frühen westlichen Theoretiker die Intuition, dass Menschen so etwas wie einen evolutionär erworbenen „Dichotomisierungstrieb“ haben, um mit ihrem chronisch unsicheren Wissen umgehen und so letztlich überleben zu können, mit den wissenschaftlichen Methoden dieser Tage reflektieren konnten. Das Beharren auf diesen Methoden sei nun allerdings Ausdruck eines kulturellen Extremismus – vor allem des *westlichen* Wissenschaftsbetriebs:

¹ Dies ist u.a. ein Grund dafür, dass Charles C. Ragin die ursprünglich von ihm entwickelte Methode der „qualitativ-vergleichenden Analyse“ (Ragin 1987), die mit strikt dichotom operationalisierten Variablen arbeitet, um fuzzy-sets erweitert hat (Ragin 2000). „A conventional (or ‘crisp’) set is dichotomous: An object (e.g., a survey respondent) is either ‘in’ or ‘out’ of a set, for example, the set of Protestant. Thus, a conventional set is comparable to a binary variable with two values, 1 (‘in’, i.e., Protestant) and ‘out’, i.e., non-Protestant). A fuzzy set, by contrast, permits membership in the interval between 0 and 1 while retaining the two qualitative states of full membership and full nonmembership. Thus, the fuzzy set of Protestants could include individuals who are ‘fully in’ the set (fuzzy membership = 1.0), some who are ‘almost fully in’ the set (membership = .90), some who are neither ‘more in’ nor ‘more out’ of the set (membership = .5, also known as the ‘crossover point’), some who are ‘barely more out than in’ the set (membership = .45), and so on down to those who are ‘fully out’ of the set (membership = 0).“ (Ragin 2000, S. 6)

„Both Lao-Tze and the Buddha championed the A-And-not-A view of simultaneous opposites. The Taoist's ying-yang symbol makes this clear and today adorns the flag of South Korea and Mangolia. The Buddha built his whole world view on first breaking out of the black-white shell of words that still binds much of Western culture and the modern science it spawned. This lies at the heart of the *satori* enlightenment in Zen Buddhism in Japan. [...] In any case I cannot imagine any major Eastern thinker who would claim that $P(A \cap A^c) = 0$ holds for *all* events A . That is the height of logical and cultural extremism.“ (Kosko 1994, S. 33)

Wir werden im Folgenden exemplarisch an Hartmut Essers Entwurf einer universalen soziologischen Theorie, die „die Zusammenführung und die Integration disparat scheinender Ansätze und Erklärungen zu möglichst einer Theorie“ (Esser 2001, S. 532) verfolgt, vergleichend prüfen, ob diese Kritik zutrifft und Essers Theorie zu „primitiven Erklärungen“ unter einem „kultur-extremistischen“ Bezugsrahmen neigt. Wir werden zeigen, dass Esser in seinem Integrationsvorhaben einem Wissenschaftsideal verhaftet bleibt, das das Prinzip der Zweiwertigkeit (über)betont und dabei in Gefahr gerät, dieses Prinzip aus der Analyse- in die Objektebene zu übertragen. In einem: Theorie und Gegenstand zu vermischen, respektive sich die Welt der Theorie gefügig zu machen. Dazu untersuchen wir zunächst (2) den Ansatz von Max Weber als einen der Gründungsväter der Soziologie, der Esser zugleich als „Gewährsmann“ für das eigene Vorhaben dient. Es wird sich dabei zeigen, dass Weber auf der Gegenstandsebene durchaus die Vagheit der Welt (an)erkannt hat, allerdings keine Möglichkeit sah, diese Erkenntnis auf die soziologische Erfassungsebene zu übertragen. Die Frage ist, mit welchen Lösungen diesem von Weber aufgezeigten Problem der *sozio-logischen* Erfassung der Welt begegnet wird. Als scheinbare „Kontrafolie“ zu Essers Ansatz wenden wir uns anschließend (3) der Systemtheorie Niklas Luhmanns zu, der einerseits die zweiwertige Logik und damit „Webers Problem“ zu überwinden versucht, letztlich aber nur eine bivalent operierende Systemtheorie entgegensetzen kann. Dass Hartmut Esser in seiner Handlungstheorie einerseits über die Handlungstypologie Max Webers hinausgeht, indem er die verschiedenen Handlungstypen in einem handlungstheoretischen Argument zu integrieren versucht, andererseits dabei aber – logisch eher Luhmann folgend – ausblendet, was Max Weber für die Gegenstandsebene anerkannt hat, nämlich Mischformen und Ungenauigkeiten, wird anschließend verdeutlicht (4). Im Ergebnis zeigt sich daher, dass die Esser'sche Theorieanlage (ebenso wie die Luhmann'sche Systemtheorie) nicht nur weiterhin dem bivalenten Denken verhaftet ist (und die damit verbundene Problematik *nicht* löst), sondern den bivalenten Ansatz sogar noch ein Stückweit durch Übertragung auf die Gegenstandsebene radikalisiert. Zum Schluss (5) verweisen wir vor diesem Hintergrund auf eine alternative Perspektive.

2 Max Weber

Zweifellos hat Max Weber die Soziologie methodologisch wie inhaltlich nachhaltig geprägt. Uns geht es hier nunmehr darum zu zeigen, dass Weber die Soziologie bezüglich einer bivalenten Formatierung der Erfassungsebene beeinflusst hat.

Vorab wird bei Lektüre von Webers Schriften offenkundig, dass dieser bei der Betrachtung sozialer Gegenstände durchaus deren Polyvalenzen, Vagheiten und graduelle Abstufungen zur Kenntnis nimmt. So stellt er z.B. in seinen „Methodologischen Grundlagen“ bezüglich des Handelns fest: „Die Grenze sinnhaften Handelns gegen ein bloß [...] reaktives, mit einem subjektiv gemeinten Sinn nicht verbundenes Sichverhalten ist durchaus *flüssig*.“ (Weber 1980, S. 2, Herv. d.V.) So steht etwa das traditionale Verhalten „ganz und gar an der Grenze und oft jenseits dessen, was man ‚sinnhaft‘ orientiertes Handeln überhaupt nennen kann.“ (Weber 1980, S. 12) Gleiches gilt für das affektuale Handeln. Aber nicht nur gegenüber Verhalten, sondern auch innerhalb der von Weber unterschiedenen Arten der Handlungsorientierungen sind derartige flüssige Übergänge zu konstatieren, denn, so Weber (1980, S. 13): „Sehr selten ist Handeln, insbesondere soziales Handeln, *nur* in der einen *oder* anderen Art orientiert.“ Die Hervorhebungen lassen sich als Ausdruck des Unbehagens von Weber bei der Anwendung der Prinzipien des ausgeschlossenen Widerspruchs und des ausgeschlossenen Dritten auf die Modellierung von Handeln deuten, weshalb letztlich, so Weber weiter, die Zweckmäßigkeit dieser Anwendung sich nur aus dem Erfolg ergeben kann.

Derartige flüssige Übergänge findet Weber außerdem in sozialen Strukturen. So ist für ihn (1980, S. 16) klar, dass die Soziologie „das Nebeneinander verschiedener, einander *widersprechender* Ordnungen innerhalb des gleichen Menschenkreises“ anzuerkennen habe. „Zwischen Geltung und Nichtgeltung einer bestimmten Ordnung besteht also für die Soziologie nicht [...] absolute Alternative. Sondern es bestehen *flüssige Übergänge* zwischen beiden Fällen“ (Weber 1980, S. 17, Herv. d. V.). Das gilt ebenfalls für die Unterscheidung von Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung. „Die große Mehrzahl sozialer Beziehungen aber hat *teils* den Charakter der Vergemeinschaftung, *teils* den der Vergesellschaftung.“ (Weber 1980, S. 22) Selbst für den als reinsten Typus der Vergesellschaftung konstruierten Zweckverein gilt, dass dieser „in freilich höchst verschiedenem Grade“ dazu neigt, „Gefühlswerte“ zu stiften. Derartige graduelle Abstufungen macht Weber, dies sei als letztes Beispiel angeführt, auch für die Offenheit und Geschlossenheit sozialer Beziehungen geltend, feststellend, „dass der Übergang von Offenheit zu Reguliertheit und Geschlossenheit flüssig ist. [...] ‚Reguliertheit‘ und ‚Geschlossenheit‘ nach außen sind also relative Begriffe.“ (Weber 1980, S. 24) Die an dieser Stelle von

Weber angeführten empirischen Beispiele zeigen, dass „alle denkbaren Übergänge“ bestehen.

Allerdings konnte Weber diese Erkenntnisse der Gegenstandsebene *nicht* auf die Erfassungsebene übertragen und musste nach Wegen suchen, mit dieser Diskrepanz umzugehen. Bekanntlich schlägt er (1980, S. 2) eine „*typenbildende wissenschaftliche Betrachtung*“ vor. Wir beschränken uns hier aus Platzgründen auf Webers das Handeln betreffende Vorschläge. Darin wird das rein zweckrationale Handeln zum Maßstab erhoben und andere Handlungsorientierungen als Störungen und Ablenkungen desselben angenommen – was Weber (1980, S. 3) ausdrücklich als methodisches Mittel zur Handhabung von Vagheiten der Handlungsorientierung und nicht als rationalistisches Vorurteil verstanden haben wollte. Das zweckrationale Handeln (als Typus) ist dann per definitionem dasjenige mit dem höchsten Grad der Zugehörigkeit zu der Menge sinnhaften Handelns. Für die Typenbildungen gilt, so Weber (1980, S. 9, Herv. d. V.): „Verständlich und eindeutig sind sie im *Höchstmaß* soweit, als rein zweckrationale Motive dem typisch beobachteten Ablauf zugrunde liegen“. Die Begründung für die Vorgehensweise liefert Weber – Vor- und Nachteile abwägend – dann auch gleich hinterher: „Die Soziologie bildet [...] Typen-Begriffe und sucht *generelle* Regeln des Geschehens. [...] Wie bei jeder generalisierenden Wissenschaft bedingt die Eigenart ihrer Abstraktionen es, dass ihre Begriffe gegenüber der konkreten Realität des Historischen relativ *inhaltsleer* sein müssen. Was sie dafür zu bieten hat, ist gesteigerte *Eindeutigkeit* der Begriffe. Diese gesteigerte Eindeutigkeit ist durch ein möglichstes Optimum von *Sinnadäquanz* erreicht, wie es die soziologische Begriffsbildung erstrebt.“ (Weber 1980, S. 9f) Die technologisch-bivalente Erfassung des eigentlich „flüssigen“ Gegenstands hat also den Nachteil des Informationsverlustes, denn „[w]irklich effektiv, d.h. voll bewusst und klar, sinnhaftes Handeln ist in der Realität stets nur ein Grenzfall“ (Weber 1980, S. 10), dafür bietet sie aber als Ausgleich eine höhere (und damit für Weber soziologisch modellierbare) Eindeutigkeit.

Worin liegt aber genauer das Problem bei der Modellierung eines als vage erkannten sozialen Gegenstands? Dazu lesen wir bei Weber (1980, S. 4f): „Die handelnden Menschen sind gegebenen Situationen gegenüber sehr oft gegensätzlichen, miteinander kämpfenden Antrieben ausgesetzt, die wir sämtlich verstehen.“ Hier wird noch mal deutlich gemacht, dass die Handlungen der Akteure als Gegenstand der Betrachtung zweifelsohne durch Handlungsorientierungen motiviert sein können, die sich u.U. durch „*gegensätzliche Antriebe*“ auszeichnen, also *zugleich* etwa rational und nicht-rational, traditional und nicht-traditional (vgl. Schwinn 1993, S. 227ff). Nun aber fährt Weber fort: „In welcher relativen *Stärke* aber die verschiedenen im ‚Motivenkampf‘ liegenden, uns untereinander *gleich* verständlichen Sinnbezogenheiten im Handeln sich auszudrücken pflegen, lässt sich, nach aller Erfahrung, in äußerst vielen Fällen

nicht einmal annähernd, durchaus regelmäßig aber nicht sicher, abschätzen.“ Weber fehlte demnach schlichtweg die Methode, um graduelle Abstufungen – „relative Stärke“ – in seinen handlungstheoretischen Ausführungen präzise modellieren zu können, so dass nur vage Schätzungen möglich sind. Er deutet dann noch an, dass folglich nur die Handlung selbst – die *ouverte* Handlung, nicht aber der Prozess der Handlungsentscheidung – geeignet sein kann, um Aussagen über die relative Stärke der miteinander „kämpfenden“ Handlungsantriebe treffen zu können. Allerdings wird diese Möglichkeit zugleich wieder relativiert, da Weber auch für derartige Aussagen nicht sehen kann, wie man dies soziologisch fruchtbar nutzen könnte: „Der tatsächliche Ausschlag des Motivenkampfes allein gibt darüber [über die relative Stärke, d.V.] Aufschluss. Kontrolle der verständlichen Sinndeutung durch den Erfolg: den Ausschlag im tatsächlichen Verlauf, ist also, wie bei jeder Hypothese, unentbehrlich. Sie kann mit relativer Genauigkeit nur in den leider wenigen und sehr besonderartigen dafür geeigneten Fällen im psychologischen Experiment erreicht werden.“ (Weber 1980, S. 5) Und so schließt er an gleicher Stelle mit Bedauern: „Oft freilich bleibt leider nur das unsichere Mittel des ‚gedanklichen Experiments‘, d.h. des *Fortdenkens* einzelner Bestandteile der Motivationskette und der Konstruktion des *dann* wahrscheinlichen Verlaufs, um eine kausale Zurechnung zu erreichen.“ Derartige Gedankenexperimente sind etwa die idealtypisch formulierten Bestimmungsgründe des Handelns, denen typische Ordnungsmuster korrespondieren. Dass dieses Problem für Weber ein äußerst wichtiges ist, zeigt sich wohl auch am Abschlussatz der „Methodologischen Grundlagen“, der als Wegweiser für die zukünftige Soziologie gedeutet werden kann: „Man hat eben methodisch sehr oft nur die Wahl zwischen unklaren oder klaren, aber dann irrealen und ‚idealtypischen‘ Termini. In diesem Fall sind die letzteren wissenschaftlich vorzuziehen.“ (Weber 1980, S. 11)

Wir wollen nun schauen, ob sich Webers Vorgabe in aktuellen Handlungs- und Systemtheorien fortgesetzt hat oder ob das Problem Webers mittels einer anderen Lösung vielleicht beseitigt werden konnte.

3 Niklas Luhmann: Von der Paradoxie zur Binarität

Beginnen wir mit Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme als Beispiel für eine – wir haben es bereits angedeutet: ebenfalls – bivalent angelegte Theorie, die nicht auf handlungstheoretischen Überlegungen beruht, sondern dessen „operativer Konstruktivismus“ darin resultiert, soziale Systeme als binär codiert zu beschreiben.

Eindeutiges Beobachten

Ausgehend von differenztheoretischen Annahmen über das Beobachten ist die Bivalenz dieses Ansatzes der systemtheoretisch grundlegenden Unterscheidung von System und Umwelt geschuldet. Der Start der Theorie mit der Beobachtung, dass System und Umwelt unterschieden sind, ist aber nicht unproblematisch, denn: „Die Unterscheidung ist der Grund der Beobachtung [...]. Die Unterscheidung kann aber nur selbst-implikativ eingeführt werden, und das wird zum Paradox, wenn man mit dem Unterscheiden beginnt. Denn die Unterscheidung ist eine Form, die ihrerseits eine Innenseite (das Unterschiedene) und eine Außenseite (das Sonstige) unterscheidet. Also kann man mit dem Unterscheiden nicht anfangen, ohne schon unterschieden zu haben.“ (Luhmann 1998, S. 84) Beobachten meint die Operation von Unterscheiden und Bezeichnen, die als Operation durch einen anderen Beobachter beobachtet werden kann, aber nicht direkt durch den Beobachter selbst. Die in einer Unterscheidung entstandene Differenz wird in derselben Unterscheidung eben nicht mitbeobachtet, die Einheit der Unterscheidung ist „das ausgeschlossene Dritte, das nicht beobachtet werden kann [...]“; „der Beobachter ist das ausgeschlossene Dritte seines Beobachtens.“ (Luhmann 1997, S. 62/69) Der Beobachter kann sich im Vollzug seiner Beobachtungen nicht selbst beobachten, mit der Konsequenz, „dass alle Beschreibungen [...] ein Paradox voraussetzen, dass sie selbst ausblenden müssen, da sie es nicht in die Beschreibung einführen können, ohne die Operation des Beschreibens dadurch zu blockieren.“ (Luhmann 2000, S. 43) Folglich wird nach Luhmann eine „Entparadoxierung“ – nicht der Umgang damit, sondern die Auflösung des Paradoxes (!) – zur notwendigen Bedingung des Operierens, denn „[w]er beide Seiten zugleich verwenden will, verstößt gegen den Sinn der Unterscheidung. Es geht nicht, es liefe auf eine Paradoxie hinaus. Denn man müsste dann in einem Zuge das Verschiedene als dasselbe bezeichnen.“ (Luhmann 1993b, S. 201) Die Frage ist nun, wie dieses „Ausblenden“ geschieht? Luhmann beschreibt drei Möglichkeiten, das Paradox der Einheit des Differenten zu „entfalten“: in der Sach-, Zeit- und Sozialdimension.

- In der Sachdimension gilt, dass die Blockade (die entstände, wenn man sich im Moment des Beobachtens selbst beobachten, also Unterscheiden und Bezeichnen wollen würde) dadurch aufgelöst wird, dass sozusagen in „pragmatisch-bivalenter Absicht“² dem Imperativ „Triff eine Unterscheidung!“ Folge geleistet wird. „Ein Befehl kann ausgeführt werden oder nicht ausgeführt werden, dies ist seine Form, wenn man ihn ausführt, kann

² „Die Unterscheidung wird mit *pragmatischer* Intention getroffen, um die eine, aber nicht die andere Seite zu bezeichnen.“ (Luhmann 1993b, S. 200, Herv. d.V.)

man den Formenkalkül operativ vollziehen. Wenn nicht, dann nicht. Und wir übertreiben nicht, wenn wir hinzufügen: Wenn man den Befehl ausführt, kann man beobachten. Und wenn nicht, dann nicht.“ (Luhmann 1993b, S. 201)

- Der Imperativ entfaltet die Wirkung der Entparadoxierung zudem in der Zeitdimension: „Strukturell gesehen existiert die Zwei-Seiten-Form im Zeitmodus der Gleichzeitigkeit. Operativ gesehen ist sie nur im Nacheinander der Operationen aktualisierbar, weil die Operation von der einen Seite aus die Operation von der anderen Seite aus ausschließt. Die Form ist die Gleichzeitigkeit des Nacheinander.“ (Luhmann 1993b, S. 202) Diese Entparadoxierungsmöglichkeit läuft entlang der Differenz von Vorher und Nachher und könnte daher als operational-temporalisierte Bivalenz charakterisiert werden.
- Die Möglichkeit der Entparadoxierung in der Sozialdimension bezieht sich auf eine Vielzahl von Beobachterperspektiven, die jeweils eigene Leitdifferenzen zur Grundlage ihres Beobachtens machen. Mit der Umstellung auf die Beobachterebene zweiter Ordnung wird dann darauf hin beobachtet, wie ein Beobachter beobachtet, d.h., welches Differenz-Schema er seinen Beobachtungen zu Grunde legt. Damit sieht ein Beobachter zweiter Ordnung, dass ein Beobachter erster Ordnung nicht sehen kann, was er nicht sehen kann und auch, dass er nicht sehen kann, dass er nicht sehen kann, was er nicht sieht, aber dass dies gerade die Bedingung seines Operierens ist.

Kurz: Der Beobachter ist der blinde Fleck seiner Beobachtungen³ und dies selbst dann noch, wenn er sich selbst beobachtet. Dies ließe sich wiederum unter dem Begriff einer de-ontologisierten Zweiwertigkeit zusammenfassen – wir kommen darauf zurück.

Zusammenfassend kann man an dieser Stelle die – wenngleich oftmals unbemerkte⁴ – bivalente Anschauung deutlicher machen.⁵ Zunächst gilt die

³ „Als Beobachter operiert das System blind, weil es die Einheit der Unterscheidung, die ein Beobachten ermöglicht, weder auf der einen noch auf der anderen Seite der Unterscheidung unterbringen kann. Und weil alles, was geschieht, als Operation des Systems im System geschieht, ist weder die Einheit der Umwelt noch die Einheit der Autopoiesis des Systems für das System greifbar. Es gibt nur die im Beobachten benutzten, verkürzenden Bezeichnungen.“ (Luhmann 1997, S. 99)

⁴ „Auffällig ist, dass die Superiorität der Differenztheorie dabei oft nicht als rechtfertigungsbedürftig angesehen wird. Das moralische Klima, das vorschreibt, die Unterschiede von Kulturen, Menschen, Tieren und Dingen zu respektieren, scheint auch als Rechtfertigung für eine wissenschaftliche Vorgehensweise zu genügen. Das Differenzdenken wird als selbstverständlicher Maßstab an andere Theorien herangetragen.“ (Martens 1995a, S. 229, vgl. Bühl 1969)

Bivalenz für Unterscheidungen: „Unterscheidungen implizieren, dass man nicht auf beiden Seiten zugleich sein, nicht an beiden Seiten zugleich anschließen kann.“ (Luhmann 1998, S. 80) Dies ist das Prinzip des ausgeschlossenen Widerspruchs. Außerdem gilt das Prinzip des ausgeschlossenen Dritten: „A woman may be pregnant or not: she cannot be little pregnant. This is true of course, for ‚system maintenance‘ as well.“ (Luhmann 1986b, S. 183) Die der Bivalenz widersprechende Paradoxie der Beobachtung der Einheit in der Unterscheidung muss Luhmann zufolge aufgelöst werden, damit keine Systemblockaden entstehen (Luhmann 1994, S. 14). Es entsteht ein „Zwang zur Entparadoxierung“, die – sich ebenfalls am Prinzip der Bivalenz orientierend – durch andere Beobachtungen ermöglicht wird. Dies ist der *re-entry*, die Rekursion der Unterscheidung auf der Beobachtungsebene. Da die Differenzen beobachtender Beobachtungen die Paradoxie selbst wieder in sich tragen, wird die Paradoxie weder gelöst, noch gibt es einen Umgang *mit* der Paradoxie, vielmehr wird die Paradoxie im System dauerhaft zeitversetzt und damit „invisibilisiert“.⁶ Der Beobachter löst sich von einer Paradoxie, indem er u.a. der Anweisung „Triff eine Unterscheidung!“ folgt, um zugleich die Paradoxie der damit einhergehenden Unterscheidung einzugehen, allerdings ist Zeit vergangen, die zur Ordnung der Welt genutzt werden kann (Luhmann 1993b, S. 201ff). *Ausgeschlossen* ist das Bestehen-lassen der Paradoxie.

Binär codierte Systeme

Galten die bisherigen Ausführungen der Darstellung einer elementaren Theoriefigur des systemtheoretischen Denken Luhmanns, der „Beobachtertheorie“ (Luhmann 1992), so geht es nunmehr um dessen soziologischen Zentralgegenstand: soziale Systeme. Wichtig ist dabei, was eingangs bereits implizit gesagt wurde: Soziale Systeme sind Beobachtersysteme, die sich durch die Bezugnahme von Beobachtungen auf Beobachtung qua Kommunikation ausdifferenzieren. Es geht somit um die Frage, wie soziale Systeme ihre Autopoiesis vollziehen.

Zunächst muss man in dieser Perspektive davon ausgehen, dass beobachtende Operationen notwendige Bedingungen auch für ausdifferenzierte soziale

⁵ Mit anderen Schwerpunkten wurde die Überbetonung der Bivalenz bei Luhmann bereits an anderer Stelle kritisiert (siehe etwa Bühl 2000, Martens 1995a, 1995b, 2000, Schwinn 2001, S. 221, Grant 2004, vgl. Dieckmann 2004, S. 199ff).

⁶ Man sollte von Invisibilisierungen der Paradoxie dennoch nicht auf ein Nicht-Vorhandensein der Paradoxie schließen (Luhmann 1993b, S. 173).

Systeme sind.⁷ Im rekursiven Anschluss von Beobachtungen an Beobachtungen generiert das System „Eigenwerte“, die es erlauben, die eigenen Operationen zu spezifizieren und sich in Distanz zur Umwelt zu identifizieren. Es sind die teilsystemspezifischen Codes, die den Systemen zur Selektion von kommunikativen Ereignissen dienen. „An Hand ihrer Codes vollziehen die Funktionssysteme ihre eigene Autopoiesis, und damit erst kommt ihre Ausdifferenzierung zustande.“ (Luhmann 1997, S. 752) Die Besonderheit der Codes ist ihre binäre Codierung. So formuliert Luhmann z.B. für das Wirtschaftssystem (1988, S. 184): „An die Stelle der Ausgangslage, die auf der Gleichsetzung von Mehr und Weniger (oder: von Überfluss und Mangel) aufsitzt, wird die Unterscheidung von Haben und Nichthaben gesetzt. Aus ‚A weil Nicht-A‘ wird damit ‚A ist nicht Nicht-A‘. Haben und Nicht-Haben werden in ein Verhältnis wechselseitiger Exklusion gebracht“. Und diese Transformation von graduellen Verhältnissen in eine dichotome Unterscheidung geschieht nicht ohne Grund: „Wie man vom Standpunkt einer Kybernetik zweiter Ordnung, also beim Beobachten von Beobachtungen sehen kann, hat jede binäre Codierung die Funktion, das System, das unter diesem Code operiert, von Tautologien und Paradoxien zu erlösen. Die *Einheit*, die in der Form einer Tautologie [...] oder in der Form einer Paradoxie [...] unerträglich wäre, wird durch eine *Differenz* ersetzt [...]. Dann kann das System seine Operationen an dieser Differenz orientieren [...], ohne die Frage nach der *Einheit* des Codes zu stellen.“ (Luhmann 1986a, S. 76f) Binäre Codes eliminieren, wie gesagt, allerdings nicht die Paradoxie, weil auch die Einheit eines binär codierten Systems nur in Form einer Paradoxie (mittels einer Unterscheidung) beschrieben werden kann (Luhmann 1993a, S. 176).⁸ Aber Codes sind in praktischer Hinsicht leicht zu handhaben und somit leicht zu institutionalisieren.⁹ Alles, was von einem binären Code erfasst wird, wird dem einen oder dem anderen Wert zugeordnet – tertium non datur. Damit können Codes insgesamt als „contrast sets“ verstanden werden (Luhmann 1986a, S. 91), als scharfe Mengen¹⁰, die den strengen bivalenten Kriterien genügen, was vor allem auf die Bistabilität der Codes zurückgeführt werden kann (Luhmann 1993a, S. 177).¹¹ Dies ist die bivalente Basis

⁷ „Komplexe soziale Systeme kommen ohne beobachtende Operationen nicht aus, ihre Autopoiesis ist darauf angewiesen.“ (Luhmann 1990, S. 77)

⁸ Die Limitation binärer Codes kann höchstens durch die Anwendung bestimmter Kriterien der Codes (Programme) unterlaufen werden, so dass der Code auf einen dritten Wert hin angewandt wird (Luhmann 1994, S. 15).

⁹ „Der Ordnungs- und Separierungseffekt der Codierung beruht auf ihrer Zweiwertigkeit.“ (Luhmann 1993a, S. 178)

¹⁰ Luhmann (1994, S. 14) spricht auch von „scharfer Reduktion“.

¹¹ Luhmann (2002, S. 116) macht sich explizit für die bivalente Anschauung sozialer Systeme stark, wenn er zum Autopoiesisbegriff bemerkt: „Ich finde es wichtig, dass man die Härte des Begriffs bewahrt, dass man also sagt: Ein System ist entweder autopoietisch oder nicht-

der Theorie sozialer Systeme, ohne die soziale Systeme in Luhmanns (1993a, S. 180) Perspektive „nicht mehr sicher genug operieren“ könnten.

Von der Erfassungs- auf die Gegenstandsebene I

Ein Argument für eine strikte Aufteilung der Welt in Binaritäten findet sich bei Luhmann allerdings nicht – im Gegenteil ist jede Beschreibung der Gesellschaft immer nur *eine* Beobachterperspektive und selbstverständlich könnte man es auch mit anderen Unterscheidungen versuchen.¹² Allenfalls können Vermutungen geäußert werden, dass die bivalente Operation des Beobachtens, die Gleichzeitigkeit von Unterscheiden und Bezeichnen, „unter der Hand“ von Luhmann als *empirisch* vorhandenes Prinzip und damit als Faktum der Gegenstandsebene eingeführt wird. So liest man bei Luhmann, dass das Prinzip der Zweiwertigkeit zwar die Beobachterperspektive invisibilisiert, jedoch im Modus der Beobachtung erster Ordnung gar nicht anders verfahren kann. „Und dies ist weder ein Vorwurf noch eine Äußerung zur Sache selbst, um die es hier geht. Sondern behauptet wird nur: es ist anders gar nicht möglich. Denn Beobachten ist unterscheidendes Bezeichnen.“ (Luhmann 1997, S. 1113) D.h., der bei Luhmann vorausgesetzte Imperativ „Triff eine Unterscheidung!“ determiniert auch auf der Gegenstandsebene alle Anschlussoperationen auf ein striktes Entweder-Oder hin.

Zwar erkennt Luhmann durchaus eine Differenz zwischen Beobachtungen und bivalenter Logik: „Man muss [...] unterscheiden zwischen dem Gebrauch von Zwei-Seiten-Formen in allem Beobachten (also der schlichten Tatsache, dass man nur etwas bezeichnen kann, wenn man es unterscheiden kann) und der zweiwertigen Logik, die über einen positiven und negativen Wert verfügt und eine Bezeichnung als wahr oder falsch bezeichnet bezeichnen kann.“ (Luhmann 1997, S. 905) Dies ändert jedoch nichts daran, dass das tertium non datur und der Ausschluss des (logischen) Widerspruchs im Vollzug des Beobachtens *faktisch* als Bedingung systemischer Operationen realisiert

autopoietisch. Es kann nicht ein bisschen autopoietisch sein. [...] Hier gilt ein Entweder-oder.“

¹² Luhmann (1997, S. 562f) verweist allerdings immerhin auf evolutionäre – und damit faktische? – Vorgänge: Die sprachliche Codierung des Ja und Nein verbreitet sich als evolutionäre Errungenschaft innerhalb des Gesellschaftssystems, d.h. der Erfolg des Ja-Nein-Prinzips findet sich schließlich auch in den teilsystemischen Codes wieder. Zu fragen wäre dann nur, wie es zur genannten Codierung von Sprache kommt. Anders: Wieso existiert in der Sprache für Luhmann kein „Jain“ – also ein Zugleich von Ja und Nein, das durchaus anschlussfähig ist? Sprache selbst ist *vage*, wie bereits Hempel (1939, S. 170) konstatiert hat: „As it is rather generally admitted today, that the terms of our language in scientific as well as in everyday use, are not completely precise, but exhibit a more or less high degree of vagueness.“

werden. Das Argument dafür wurde schon genannt: Man kann an Widersprüche nicht anschließen, denn das würde bedeuten, an zwei Seiten einer Unterscheidung zugleich anschließen zu wollen.

Dennoch versucht Luhmann sich von der zweiwertigen Logik abzugrenzen. In seiner Lesart der zweiwertigen Logik erscheint diese als Reflektionstheorie der klassischen ontologischen Differenz von Sein und Nicht-Sein: „Man unterscheidet im Sein Denken und Sein und kommt mit Hilfe dieser Unterscheidung zu den Prämissen der klassischen Logik: zum Satz von der Identität, zum Widerspruchsverbot und zu der Einsicht, dass die zweiwertige Logik alles Dritte ausschließt.“ (Luhmann 1997, S. 905) Luhmann sieht aber gerade im Beobachter das eingeschlossene ausgeschlossene Dritte, das theoretisch reflektiert werden muss, während in der ontologischen Beobachterform „[a]lle Grenzen, alle Zäsuren, alle ‚Zwischens‘ [...] in den Bereich des ‚Nichts‘, oder genauer: in den Bereich des ontologisch (durch die Beobachtungsform des ‚Seins‘) ausgeschlossenen Dritten“ fallen. In der Sozialdimension zeigt sich für Luhmann die Notwendigkeit der Reflexion des *tertium non datur* (= Beobachter) gerade darin, dass die polykontextural verfasste Gesellschaft eine Vielzahl an Beobachtern zulässt, die einen identischen Gegenstand verschiedenen beobachten können. Die Zweiwertigkeit wird mehrfach gespiegelt, d.h. die Objekte stellen sich verschiedenen Beobachtern auch verschieden dar. Man kann und muss daher „[a]uf eine [den Beobachtungen, d.V.] dahinter-liegende, unbeobachtete Realität, die so ist, wie sie ist [...] verzichten.“ (Luhmann 1997, S. 767) Eine solche Gründung auf einer „Letzt-Realität“ versucht in Luhmanns Perspektive allerdings die ontologische Beobachterperspektive mit Hilfe der zweiwertigen Logik und ihren Aussagesätzen. Für ihn hingegen gilt in „konstruktivistischer Absicht“¹³, dass das Wesen eines Objekts den Beobachtungen unzugänglich bleibt und Beobachter (= Systeme) somit darauf hin hinterfragt werden müssen, welche Motive den Unterscheidungen zu Grunde liegen und wie Systeme Identitäten konstruieren. Die Antwort darauf lautet bei Luhmann: Systeme operieren autopoietisch, d.h. sie generieren Identitäten indem sie im Vollzug der eigenen Operationen die Elemente generieren, die sie für die Fortsetzung der Autopoiesis benötigen. Dies kann jedoch nur unter der genannten Bedingung geschehen, dass binäre Codes evolutionär entstehen, die, wie gesagt, die Selektion von Anschlussoperationen erst ermöglichen, indem sie die Einheit des Differenten entparadoxieren.

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass Luhmann nicht die Zweiwertigkeit allen Unterscheidens per se kritisiert, sondern „lediglich“ den fehlenden Bezug einer zweiwertigen Logik auf das ausgeschlossene Dritte der

¹³ Zur konstruktivistischen Theorieperspektive der Luhmann'schen Systemtheorie siehe vor allem Luhmann 1993c und 2001.

Unterscheidung – die Einheit der Differenz, den Beobachter, der diese Unterscheidung vollzieht. Letzteres ist nun mit der Luhmann'schen Systemtheorie reflektierbar. In dieser der Gegenwartsgesellschaft nach Luhmann *angemessenen systemtheoretischen* Beschreibung (als funktional differenzierte Gesellschaft), in der die Interpretation vorgenommen wird, dass die Einheit der Systeme eine Differenz ist, liegt die unterschwellige Übertragung von der Erfassungs- auf die Gegenstandsebene nahe, zumal es sich, wie gesagt, um evolutionäre Prozesse handeln soll. Mit anderen Worten, es bleibt die Vermutung bestehen, dass die funktional differenzierte Gesellschaft in der Perspektive Luhmanns tatsächlich das tut, was nun (system)theoretisch beschreibbar (beobachtbar) geworden ist, nämlich bivalent operiert. Somit kann Luhmann das Weber'sche Problem der angemessenen soziologischen Welterfassung nicht in eine andere Richtung lösen als in die Radikalisierung der Weber'schen Typologisierung mittels einer die Unterscheidung von System/Umwelt begründenden Beobachtertheorie. Die Frage ist nun, ob Hartmut Esser eine andere Lösung finden konnte.

4 Hartmut Esser: Von eindeutigen Rahmen und Selektionen

Gehen wir nun auf das Integrationsvorhaben Essers am Beispiel der Handlungstheorie, dem so genannten „Frame-Selektion-Modell“ (1999, 2000a, 2001, S. 259ff, 2002, 2003a, 2003b, 2004) ein. Zunächst ist offensichtlich, dass Esser zumindest die methodologischen Grundlagen seiner Handlungstheorie eng an die Vorgaben von Weber anlehnt, insofern er sich auf die „klassische“ Definition der Soziologie als Wissenschaft bezieht, nach der die Soziologie „soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will.“ (Weber 1980, S. 1, vgl. Esser 1999, S. 13). Im Rahmen des Erklärungsdreischritts – Darlegung der Situations-, Selektions-, und Aggregationslogik – nimmt das Frame-Selektions-Modell eine wichtige Stellung ein, da Esser damit nicht nur beansprucht, Situations- und Selektionslogik modelliert zu haben, sondern dass diese Modellierung dem Anspruch einer „General Theory of Action“ genügt: „Es scheint so, als ob sich die verschiedenen Gesichtspunkte und ‚Typen‘ der diversen Theorien des Handelns und Verhaltens über das Framing-Konzept in *eine* Logik der Selektion integrieren lassen. [...] Damit scheint ein altes Problem der soziologischen Handlungstheorie endlich gelöst: Man kann bestimmte Typen des Handelns unterscheiden – und hat dennoch eine einheitliche und damit allgemeine Theorie des Handelns. [...] Eine Handlungstheorie für alle Paradigmen und Handlungstypen. [...] Kurz: Das Framing-Konzept *ist* bereits eine ‚general theory of action‘! Es ist nicht bloß ein Schritt ‚towards‘ einer solchen.“ (Esser 2001, S. 329, vgl. Kron 2004a)

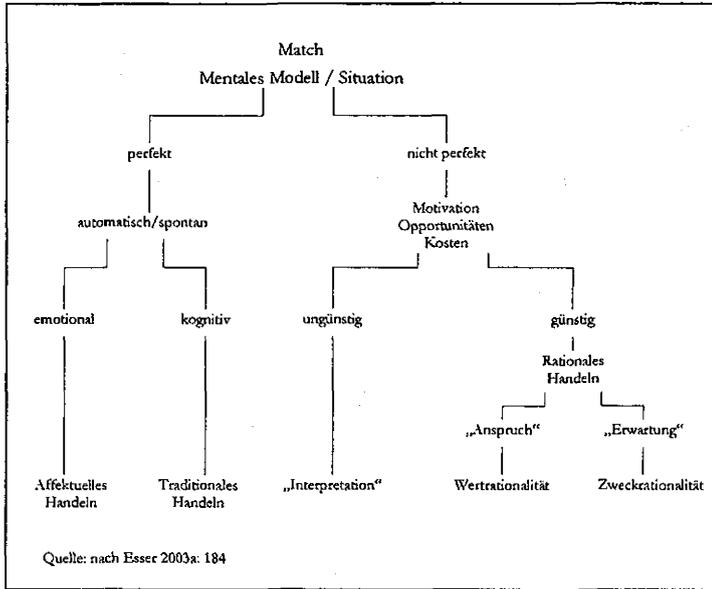
Wir verzichten an dieser Stelle – ebenso wie schon bei Luhmanns Systemtheorie – auf eine ausführliche Darstellung des theoretischen Modells und setzen dies als hinreichend bekannt voraus. Statt dessen möchten wir ausführen, dass sich das Erbe der Bivalenz deutlich an drei Stellen der Esser'schen Handlungstheorie zeigt: Erstens bei der Modellierung dichotomer Frames, zweitens in der binären Codierung von Alternativen und drittens bei der wahr-scheinlichkeitstheoretischen Modellierung von Erwartungen.

Dichotome Frames

Zunächst wird ersichtlich, dass Esser keine *symbiotischen Frames* in seinem Modell modelliert, d.h., er geht davon aus, dass sich Akteure immer an *einem* Handlungsprinzip orientieren.

Dies wird bereits in dem MODE-Modell der Einstellung von Russell H. Fazio deutlich, das für Esser „ein wichtiger und großer Schritt [ist] hin zu einer ‚*General Theory of Action*‘, die alle Aspekte des menschlichen Handelns umfasst: die Vernunft und die Werte, die Gefühle und Leidenschaften, sowie die Neigung, alles laufen zu lassen, wenn nichts dagegen spricht.“ (Esser 2001, S. 257) Denn in diesem Modell sind eindeutig „automatische Aktivierung“ sowie „rationales Handeln“¹⁴ – man könnte vielleicht auch sagen: homo sociologicus und homo oeconomicus – voneinander getrennt.

¹⁴ Eigentlich müsste es „rationale Handlungsorientierung“ heißen, da mit dem Frame-Selektion-Prozess das *ouverte* Handeln noch nicht gegeben ist (vgl. Kron 2004a, S. 193ff).



Dieses tertium *non datur*, der Ausschluss symbiotischer Frames, wird von Esser auch dann nicht aufgehoben, wenn es um die Modellierung eines Frames geht, der eigentlich ein „symbiotischer Frame“ ist: Wert-Rationalität. „Es handelt sich bei der Wertrationalität also offenbar um eine Art von *Kombination* des rationalen und des normativen bzw. traditionellen Handelns“ (Esser 2001, S. 313). Essers Lösung dieses Modellierungsproblem ist, dass er Wert-Rationalität als einen neuen Frame mit einer Einfachorientierung modelliert. Die Modellierung von Wert-Rationalität im Frame-Selektion-Modell erzwingt nicht nur den schwierigen Umbau des Grundmodells (Esser 2004), sondern Wert-Rationalität selbst wird als ein einziges Handlungsprinzip verstanden. D.h., die verschiedenartigen Orientierungen der Handlungen an Werten (*homo sociologicus*) und an Rationalität (*homo oeconomicus*) werden zu *einem* Handlungsprinzip zusammengefasst. Ausgeschlossen wird demnach eine Modellierung eines Frames mit einer Mehrfachorientierung. Damit werden zuvor analytisch getrennte Handlungsorientierungen eben *nicht* kombiniert, so wie sich dies z.B. in den von Schimank (2000a, S. 19ff) bevorzugten Akteurmodellen darstellt. Dieser geht davon aus, dass sich Akteure *parallel* an Normen orientieren, rationale Zweck-Mittel-Überlegungen anstellen, sich von Emotionen leiten lassen

sowie eine bestimmte Identität behaupten (können).¹⁵ Es wird nicht kombiniert, sondern ein neuer Frame geschaffen. Im Fall der Wert-Rationalität bedeutet dies die Implementierung von Werten auf unterschiedlichen Ebenen der Modellierung, so dass der Kunstgriff gelingt. Während sich die Geltung von Werten im automatischen Modus schon früh, nämlich beim Abgleich der Passung des Modells zeigt, geschieht dies im rationalen Modus viel später, nämlich dann, wenn sich das Modell als nicht passend herausgestellt hat und Motivation, Opportunitäten sowie Kosten für rationales Handeln günstig sind und der Akteur auf Anspruch und nicht auf Erwartung eingestellt ist. Es kann somit kaum von einer Gleichrangigkeit der rationalen Orientierung und der Orientierung an Werten die Rede sein, da Esser etwas anderes meint, wenn er von Orientierung an Werten spricht, je nachdem, in welchem Modus man sich gerade befindet. Auch gilt hier insgesamt, dass *entweder* das eine Handlungsprinzip gelten muss, *oder* das andere; eine dritte Möglichkeit wird im Frame-Selektion-Modell nicht modelliert.

Binäre Codierung

Diese bivalente Grundlage des Frame-Selektion-Modells, das der ganzen Modellierung den Charakter eines Umschaltens von einer zur anderen Seite verleiht: z.B. entweder Reflexhaftigkeit oder Reflexion, ist der *binären Codierung der Alternativen* der Frames bzw. Skripte sowohl auf der Modell- als auch bei den Heuristiken auf der Modus-Ebene sowie der Wert-Erwartungstheorie als Selektionsmechanismus geschuldet, die im Ergebnis nur eindeutige Gewichtungen zulässt: entweder EU_i oder EU_j . Das ganze Modell ist aufgebaut wie ein Flipper.¹⁶ Zwar herrscht kein deterministisches Chaos, aber welches gedankliche Modell gewählt, welcher Modus geschaltet und welches Skript dann auch immer selegiert wird: es gibt *per definitionem* ausschließlich die eine oder die andere Seite des Pfades zur ouverten Handlung, so wie die Flipper-Kugel vor einem Hindernis entweder nach links oder nach rechts rollen kann. Zum Einen *muss* einer dieser Pfade durchlaufen werden. Zum Anderen wird a priori ausgeschlossen, dass ein Modell, ein Modus oder ein Skript ein sowohl-als-auch beinhaltet und z.B. mit seinem Gegenteil (ein Stück weit) identisch ist. In Essers beispielhaften Veranschaulichungen gibt es z.B. kein Modell, das auch sein Gegenteil involviert. In seiner Modellierung des Weges in die Ehescheidung etwa ist das Modell – überspitzt formuliert – entweder Liebe oder nicht-

¹⁵ Wenn Esser dies modellieren wollte, müsste er wiederum *ein* Handlungsprinzip definieren, das diese parallele Anwendung verschiedenartiger Orientierungen definiert.

¹⁶ Zur Flipper-Analogie siehe auch Schimank (1999).

Liebe. Eine „Hass-Liebe“¹⁷ als Modell kann es nicht geben, es sei denn, sie würde wiederum von etwas Anderem unterschieden, das als Modell das Gegenteil einer Hass-Liebe ausdrückt.¹⁸ Auf keinen Fall kann die Dichotomisierung aufgehoben werden, so wie die Flipper-Kugel nicht durch die Mitte eines Pins (also links *und* rechts zugleich) rollen kann. Und wenn Etwas, wie die Hass-Liebe, an sich der Bivalenz widerspricht, dann muss man mit Essers Modell so fragen, dass die Dichotomisierung doch zustande kommt. Statt zu fragen „Wie groß ist Rainer?“, wobei die Gefahr in einer Antwort besteht, bei der Rainer sowohl groß als auch klein ist, fragt man dann eben „Ist Rainer groß?“ und lässt nur zwei Antworten („Ja“ und „Nein“) zu.

Logik der Wahrscheinlichkeit

Ebenso wird in der *Verwendung von Wahrscheinlichkeiten* zur Modellierung von Erwartungen im Rahmen der Wert-Erwartungstheorie, die Esser sowohl zur Modellierung der Situations- als auch der Selektionslogik einsetzt, die bivalente Grundlage offenkundig. Zur Berechnung der Erwartungen ist die Kontrolle des Akteurs über die Mittel zur Zielerreichung sowie die Möglichkeit, diese Mittel effektiv einzusetzen, zu ermitteln, d.h., das Produkt aus Kontrolle c und Effizienz e bestimmt die erwartete Wahrscheinlichkeit p des Eintretens der Folgen des Handelns ($p = c * e$) (Esser 1999, S. 256).

Man kann diese Bedeutung von Erwartungen am besten beispielhaft verdeutlichen. Nehmen wir an, ein Akteur erwartet zu 80 Prozent, dass eine bestimmte Handlungsalternative (das Veröffentlichen eines Aufsatzes) zu einer bestimmten Handlungsfolge führt (Steigerung der Reputation). Was bedeuten diese 80 Prozent? Sie bedeuten zunächst, dass der Akteur annimmt oder gelernt hat, dass von 100 veröffentlichten Aufsätzen 80 Aufsätze zu einer Steigerung seiner Reputation führen bzw. geführt haben und dass 20 Aufsätze nicht zu einer Steigerung der Reputation führen bzw. geführt haben. Das ist die wahrscheinlichkeitstheoretische Bedeutung der Erwartung von 80 Prozent in der Wert-Erwartungstheorie. Um die Bivalenz deutlich werden zu lassen, nehmen wir nun aber den Fall an, die Erwartung betrage nicht 80, sondern 50 Prozent. Dies ist in der wahrscheinlichkeitstheoretischen Deutung der unsi-

¹⁷ Oder auch ein „Halbglaube“, wie ihn Rainer Paris (2005a, S. 110) beschreibt: „Unter ‚Halbglaube‘ verstehe ich einen besonderen Typ von Bewusstsein, der sich dadurch auszeichnet, dass er Glauben und Nichtglauben in charakteristischer Weise verschränkt, dass der Halbgläubige, das was er glaubt, gleichzeitig glaubt und nicht glaubt. Halbglaube ist halbiertes Glaube, Glauben und Nichtglauben in einem.“

¹⁸ Hier schließt Esser implizit an die strikte Zweiwertigkeit des Beobachtens an, wie sie Luhmann formuliert.

cherste Fall, denn nun weiß der Akteur, dass entweder die Reputation bei Veröffentlichung eines Aufsatzes gesteigert wird oder nicht – *aber dies weiß er sicher*. Das Entweder-oder gilt, ein sowohl-als-auch bleibt nach wie vor ausgeschlossen. Mit anderen Worten, modelliert werden in dieser Perspektive Erwartungen, in denen eine Handlung eine Handlungsfolge zeitigt oder nicht zeitigt (selbst wenn die Verteilung beide Möglichkeiten gleich gewichtet ist). Nach der von Esser angewandten Logik der Wahrscheinlichkeit fragt der Akteur immer, *ob eine Handlung eine bestimmte Handlungsfolge mit sich bringt*; er fragt nicht, *zu welchem Grad eine Handlungsfolge die Konsequenz einer Handlung ist*. Ausgeschlossen wird damit eine Erwartung über eine Handlung, die eine Handlungsfolge sowohl zu einem gewissen Grad zeitigt und zugleich (zu einem bestimmten Grad) nicht zeitigt. Nehmen wir ein anderes Beispiel an: Ein Mann muss entscheiden, ob seine Lebensgefährtin nach einem Unfall an eine Herz-Lungen-Maschine angeschlossen werden soll, da diese Organe, im Gegensatz zum Gehirn, als Folge des Unfalls nicht mehr funktionieren. In der Esser'schen Anschauung kann es nur um Leben oder Tod gehen. Damit befindet sich Esser ganz auf der Linie von Luhmann, der bemerkt: „Hier gilt ein Entweder-oder. Für das Leben ist das klar, man lebt entweder oder man ist tot. Es gibt nur Sekunden, in denen Ärzte zweifeln können, ob man nun noch lebt oder schon tot ist.“ (Luhmann 2002, S. 116) Nicht möglich ist somit die Erwartung, dass ein derartiger vegetativer Zustand zu einem gewissen Grad zwar Leben, aber zu einem bestimmten Grad auch bereits schon Tod bedeutet. „Even when dealing with emotionally charged issue of human life and death it is not clear that the Law of the Excluded Middle always applies. Consider the case of a person in a ‘persistent vegetative state’, i.e., one who exhibits no brain activity and whose heart and lung functions are controlled by external devices. To assign to this person the same degree of membership in the set of all living persons as that accorded to the physician attending the patient would seem to be a gross miscategorization“ (Entemann 2002, S. 73).

Ein weiteres Indiz dafür, dass Esser derartige Bivalenzen ausschließen möchte, ist, dass er *Ambiguitäten* im Entscheidungshandeln der Akteure in der Modellierung des Frame-Selektion-Modells unberücksichtigt lässt.¹⁹ Auch wahrscheinlichkeitstheoretisch könnte man modellieren, dass sich der Akteur doch nicht so sicher über seine Erwartungen ist, indem man z.B. eine Standardabweichung für diesen Wert mitmodelliert, so wie Esser (1999a, S. 290ff) dies vorgeschlagen hat (ohne dies allerdings, wie gesagt, in seiner weiteren Modellierung zu berücksichtigen). Man könnte z.B. annehmen, dass unser

¹⁹ Genauer muss man sagen, Esser formuliert sinnsemantisch die Möglichkeit der Berücksichtigung von Ambiguitäten in der Wert-Erwartungstheorie, modelliert dies aber de facto nicht in seinem Frame-Selektion-Modell (Kron 2004a, S. 190ff, vgl. Schmid 2004, S. 118f, 178ff).

Akteur nur davon gehört hat, dass man 80 Prozent bezüglich einer positiven Reputation als Folge einer Veröffentlichung erwarten könne, aber aus einer nicht ganz zuverlässigen Quelle.

Selbst für den Fall, dass die Unsicherheit in einer Situation für den Akteur maximal ist, d.h., wenn für diese Situation eine Standardabweichung von 1 vorherrschen würde, könnte man dies nicht so deuten, dass für den Akteur die Erwartung und dessen Gegenteil zugleich Gültigkeit hätten. Denn analytisch ist der Akteur nicht ambivalent im Sinne der Gültigkeit des Gegenteiligen, sondern er ist nach der Wahrscheinlichkeitslogik nur ungewiss über eine sichere Erwartung, die eventuell sogar beide möglichen Ereignisse gleich gewichtet. Der Akteur weiß dann eben nicht genau, ob die Handlungsfolge zutrifft oder nicht, aber diese Unsicherheit verletzt nicht die Logik des ausgeschlossenen Widerspruchs oder des ausgeschlossenen Dritten, denn noch immer ist *prinzipiell* eine zeitgleiche Gültigkeit des Gegenteiligen nicht mitgedacht.

Um diesen Unterschied klar zu machen: in Essers Modellierung hätte der Akteur gehört, dass eine Untersuchung aller jemals veröffentlichten Aufsätze ergeben hat, dass diese zu 50 Prozent die Reputation steigern und zu 50 Prozent nicht. Da der Akteur als „ungläubiger Thomas“ nur das glaubt, was er selbst mit eigenen Augen sieht, ist er über diese Erwartung in einem Höchstmaß unsicher. D.h., er würde denken: „Ich bin mir nicht sicher, *ob* die Handlungsfolge ‚Reputation‘ 50 Mal vorkommt, wenn ich 100 Mal diese bestimmte Handlungsalternative ‚Veröffentlichung‘ wähle. Aber es ist nur eins von beiden möglich.“ Dies ist etwas anderes, als wenn der Akteur denken würde: „Ich erwarte, dass die Handlungsalternative ‚Veröffentlichung‘ zu einem Grad von 0.5 diese bestimmte Handlungsfolge ‚Reputation‘ sowohl zeitigt als auch nicht zeitigt.“

Von der Erfassungs- auf die Gegenstandsebene II

Essers Modellierung setzt also an entscheidenden Stellen seiner Handlungstheorie auf Bivalenz. Die Begründung dafür liefert er (2001, S. 264f) glücklicherweise selbst. Dort heißt es: „Es wird also davon ausgegangen, dass immer nur *Paare* von einander ausschließenden Alternativen zur Wahl stehen [...]. Diese Annahme hat einen einfachen Grund: Ihre Funktion als Vereinfachung können die gedanklichen Modelle nur dann haben, wenn sie wirklich deutlich vereinfachen und wenn sie mit ganz bestimmten ‚typischen‘ Objekten verbunden sind – und mit anderen eben nicht. Die Aktivierung eines binär codierten Paares von Alternativen für die Beurteilung einer Situation und die Selektion aus nur zwei Alternativen ist die denkbar simpelste.“ Esser unterstellt also, dass die einfachste Vereinfachung der Situationsdefinition durch einen Dichotomisierungsprozess gewonnen wird. Dazu könnte man zumindest anmerken,

dass diese Begründung für Bivalenz nicht zwingend ist. Schon in der alltäglichen Lebensführung wird die Frage, was denn nun schon wieder los ist, gerade nicht immer dadurch erleichtert, dass man zu einer Entscheidung im Sinne eines Entweder-oder gezwungen wird (vgl. zur Entscheidungsproblematik Schimank 2004). Die Ambiguität und Ambivalenz von Situationsdefinitionen legt vielmehr oftmals eine ambiguate und ambivalente Haltung nahe. Doch Esser lässt diese Basis-Annahme ja nicht ohne weitere argumentative Unterstützung so stehen, sondern zieht als weiteren Gewährsmann Niklas Luhmann und dessen binären Schematismus der Kommunikation sowie Talcott Parsons' „pattern variables“ heran. Darüber hinaus verweist er (2001, S. 265) auf „verlässlichere Belege für die Triftigkeit dieser Annahme als Parsons, Luhmann und die übrige Systemtheorie.“ Gemeint sind damit „eine Reihe von gut belegten, kulturalanthropologisch, ja fast schon: biologisch-evolutionären Hinweisen“, die er mit einem Zitat von Edward O. Wilson an gleicher Stelle beispielhaft andeutet: „Reifikation²⁰ ist der schnelle und einfache mentale Algorithmus, um Ordnung in einer Welt zu schaffen, die ansonsten unbegreiflich und überwältigend detailreich wäre. Eine Ausdrucksform davon ist der sogenannte dyadische Instinkt, also die Tendenz, Zweierbündnisse einzugehen oder duale Klassifizierungen vorzunehmen, um wichtigen sozialen Ordnungsstrukturen zu begegnen.“ (Wilson 1998, S. 206) In diesem Zitat von Wilson wird aber lediglich ausgedrückt, dass die bivalente Einteilung der Welt *eine* Ausdrucksform eines mentalen Algorithmus für die Reduktion der Komplexität in der Situationsdefinition ist. Wer würde dies auch bestreiten? Selbstverständlich gibt es die bivalente Situationsdefinition. Damit ist aber *nicht* – auch nicht bei Wilson – zugleich gesagt, dass es nicht auch weitere Ausdrucksformen gibt. Mit anderen Worten: man sollte möglicherweise auf der Erfassungsebene das bivalente Definieren von Situationen in der handlungstheoretischen Modellierung berücksichtigen, ohne zugleich auszuschließen, dass dies nur ein Aspekt bzw. nur eine Möglichkeit ist, wie der soziologische Gegenstandsbereich – der Akteur – tatsächlich operiert.

5 Schluss

Insgesamt sollte klar geworden sein, dass die bivalente Perspektive im Bereich der soziologischen Theorie – hier an Weber, Esser und Luhmann exemplifi-

²⁰ Reifikation bezeichnet hier Verdinglichung oder Vermenschlichung. „Dabei geht es um die Komprimierung von Vorstellungen und komplexen Phänomenen zu einfacheren Begriffen, die dann mit vertrauten Objekten und Handlungsweisen verglichen werden können.“ (Wilson 1998, S. 205)

ziert – einen festen Platz eingenommen hat. Mit Blick auf das Integrationsvorhaben Essers zeigt sich also deutlich, dass er in der Berücksichtigung von Vagheiten weder über Weber noch über Luhmann hinaus geht, sondern vielmehr beiden Autoren in diesem Aspekt verhaftet bleibt. Der Weber'schen Vorgabe bspw. auf der Erfassungsebene Eindeutigkeiten auch für den Preis des Informationsverlustes zu bevorzugen, folgt Esser wie gezeigt. Darüber hinaus fällt Esser insofern hinter Weber zurück, als er im Gegensatz zu diesem soziobiologistisch dafür argumentiert, auf der Gegenstandsebene ebenfalls von Bivalenzen auszugehen. Dafür scheint Esser in seiner evolutionsbiologisch inspirierten Argumentation näher an Luhmanns Argumentation einer evolutionären Entwicklung des Zweiwertigkeitprinzips für das Soziale zu sein als ihm wohlmöglich selbst bewusst ist. Hier wird dann eben die Welt der Theorie angepasst. Eine wahre Reduktionsleistung²¹ hätte Esser geschafft, wenn er mögliche Bivalenzen als Option in seine Theorie integriert hätte, ohne Vagheiten auszuschließen.

Damit wird jedoch *nicht* behauptet, dass die Theorien von Esser oder Luhmann (oder anderer bivalenter Ansätze) falsch seien, weil sie die bivalente Perspektive zum Ausgang nehmen.²² Vielmehr soll dafür sensibilisiert werden, dass der Gedanke des strikten Entweder-oder einer bestimmten „Beobachter-Perspektive“ geschuldet bleibt – und dass es Alternativen gibt! Die bivalente Anschauung kann nicht zwangsläufig Richtigkeit beanspruchen, auch wenn sie – wie bei Esser und Luhmann – als Letztprinzip eingeführt wird. Problematisch ist zudem in diesen Fällen, dass das Prinzip der Bivalenz sowohl auf der Erfassungs- als auch Gegenstandsebene angewandt wird. Gerade mit Weber hätte man jedoch lernen können, dass diese Ebenen getrennt zu beobachten sind. Zwar sieht auch Weber auf der Erfassungsebene keine Alternative zu einem Entweder-oder, aber der Grund dafür liegt *nicht* in der Eindeutigkeit der Gegenstandsebene, sondern vielmehr in den fehlenden Analysetechniken im Umgang mit unscharfen Objekten. Esser und Luhmann gehen einen Schritt weiter und übertragen – wenigstens tendenziell – ihre analytische Methodologie auf die Gegenstandsebene und sehen dort in den eindeutigen Operations-

²¹ Reduktion bedeutet *nicht*, dass irgendetwas „schrumpft“, sondern unter Reduktion wird in der Logik die *Erklärung einer speziellen Theorie durch eine allgemeinere Theorie* verstanden (Esser 2000b, S. 10).

²² Allerdings sollte man – ganz im Sinne Luhmanns – nach den Motiven der Anwendung der Unterscheidung „Entweder/Oder“ fragen, zumal hinter Dualismen auch nicht immer erwünschte Radikalisierungen stecken können. Soziale Bewegungen etwa nutzen die Radikalisierung durch Dichotomisierung, um die Dynamik der Bewegung in Gang zu halten, wie Rainer Paris (2005b, S. 147) anschaulich am Beispiel der Frauenbewegung exemplifiziert: „Es ist der Primat des Handelns, der den Akteuren auferlegt, kognitive Differenzen zu verleugnen, in simplen Freund/Feind-Schemata zu argumentieren und Abweichung im Inneren nach der Logik von Häresie und Säuberung zu behandeln.“

weisen der unterstellten binär codierten Systeme bzw. scharf-selektierenden Akteure ein So-und-Nicht-Anders.

Empirisch ist die Unterstellung der Aufteilung der Welt in Schwarz und Weiß zumindest kritisch zu bewerten und kann als Versuch gesehen werden, die Welt dem wissenschaftlichen Ideal aristotelischer Grundsätze anzupassen. Dies beschreibt Bart Kosko (1995, S. 19, vgl. Kosko 2001) als „Problem der *Fehlpassung*: *Die Welt ist grau, aber die Wissenschaft ist schwarz und weiß*. Wir reden über Nullen und Einsen, aber die Wahrheit liegt dazwischen. Eine ungenaue Welt, eine präzise Beschreibung. Die Aussagen der formalen Logik und Computerprogramme sind alle entweder falsch oder richtig, 1 oder 0. Aber zutreffende Aussagen über die Welt sind anders.“ Zumindest für die Gegenwartsgesellschaft wird mitunter behauptet, dass die Soziologie dem Umstand Rechnung tragen müsse, dass die moderne Gesellschaft eine andere methodologische Grundlage benötigt als das Prinzip der Bivalenz: „Wir leben in einer anderen Welt als in der, in der wir denken. Wir leben in der Welt des *und*, denken in Kategorien des *entweder-oder*.“ (Beck 1993, S. 651) Diese Forderung ist so neu nicht. Schon Bunge hat sich früh für die wissenschaftliche Verwendung von Zugehörigkeitsgraden ausgesprochen: „Es scheint anerkannt zu sein, dass Argentinien ein abhängiges Land ist und ebenso, dass Kanada unabhängig ist. Die Begriffe, die in diesem Fall eine Rolle spielen, sind dichotomisch, d.h. vom Typ schwarz-weiß. Tatsächlich gibt es Grade von Abhängigkeiten. Z.B. ist Argentinien zwar in mancher Hinsicht abhängig, aber nicht in jeder, und es ist weniger abhängig als Paraguay. Es ist also offensichtlich, dass wir einen differenzierteren Begriff brauchen: man muss von Abhängigkeit in bestimmter *Hinsicht* und in bestimmten *Graden* sprechen. Eine Analyse der Situation in Termini dieser Begriffe böte einer exakteren Beschreibung Raum und würde vielleicht den Weg öffnen für Theorien im engeren Sinne“ (Bunge 1983, S. 127). Richard Münch (1982, 1984, 1987, 1991, 1994, 1995, 1996, vgl. Kron 2000, 2004b, Wagner 1996) versucht dieser Forderung systemtheoretisch z.B. mit dem Theorem der Interpenetration zu entsprechen, das er als Alternative zu Luhmanns Perspektive autopoietischer Systeme anempfiehlt, da aus Münchs (1996, S. 34ff) Sicht die „Vermengung von analytischer und empirischer Differenzierung“ bei Luhmann dazu führt, dass sich auf diese Weise die Theorie einer empirischen Falsifikation entzieht, auch wenn es den Anschein hat, als gewänne die Luhmann'sche Systemtheorie eine größere inhärente Kohärenz und damit Glaubwürdigkeit. Rückendeckung erhält Münch dabei von Ulrich Beck (1993, S. 175): „Ist es nicht etwas langweilig (gut, das ist keine wissenschaftliche Kategorie), sagen wir also: etwas unterkomplex, immer nur den Zerfall der alten Welt in ‚binäre Codes‘ nachzuzeichnen? Wäre es nicht an der Zeit, dieses große soziologische Simplifikations-Tabu zu brechen und beispielsweise nach *Code-Synthesen* zu fragen [...]?“ Einer der Autoren dieses Beitrags (Kron 2005a, 2005b) versucht mit ähnlichem Anliegen mittels *Fuzzy-*

Logik einen integralen akteurtheoretischen Bezugsrahmen zu konstruieren. Und Charles C. Ragin (2000) argumentiert schließlich in die gleiche Richtung mit Blick auf die empirische Sozialforschung.

Auch wenn die soziologische Berücksichtigung von „Vagheiten“, Ambiguitäten, „Fuzziness“ etc. methodisch schwierig bzw. ungewohnt ist²³: es ist Zeit, Webers Problem in eine andere Richtung aufzulösen, als er selbst in der Lage gewesen ist – statt der Simplifikation der Erfassungsebene durch das Prinzip der Bivalenz die Übertragung der Gegenstandsebene auf die Erfassungsebene mittels Polyvalenzen berücksichtigende Techniken, Logiken und Theorien.

Literatur

- Beck, Ulrich (1993): *Die Erfindung des Politischen*, Frankfurt am Main
- Bühl, Walter (1969): Das Ende der zweiwertigen Logik. Zur logischen Struktur der soziologischen Wandlungstheorien, in: *Soziale Welt*, 20, S. 163-180
- Bühl, Walter (2000): Luhmanns Flucht in die Paradoxie, in: Peter-Ulrich Merz-Benz, Gerhard Wagner (Hg.), *Die Logik der Systeme: zur Kritik der systemtheoretischen Soziologie* Niklas Luhmanns, Konstanz, S. 225-256
- Bunge, Mario (1983): *Epistemologie. Fragen an die Wissenschaftstheorie*, Mannheim, Wien, Zürich
- Dieckmann, Johann (2004): *Luhmann-Lehrbuch*, München
- Emirbayer, Mustafa (1997): Manifesto for a Relational Sociology, in: *American Journal of Sociology*, 103, S. 281-317
- Entemann, Carl W. (2002): Fuzzy-Logik: Misconceptions and Clarifications, in: *Artificial Intelligence Review*, 17, S. 65-84
- Esser, Hartmut (1993): *Soziologie – Allgemeine Grundlagen*, Frankfurt am Main, New York
- Esser, Hartmut (1999): *Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 1: Situationslogik und Handeln*, Frankfurt am Main, New York
- Esser, Hartmut (2000a): Normen als Frames: Das Problem der „Unbedingtheit“ des normativen Handelns, in: Regina Metzke, Kurt Mühler, Karl-Dieter Opp (Hg.), *Normen und Institutionen. Entstehung und Wirkungen*, Leipzig, S. 137-155
- Esser, Hartmut (2000b): *Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 2: Die Konstruktion der Gesellschaft*, Frankfurt am Main, New York

²³ Selbst aus der Perspektive einer „relationalen Soziologie“ ist immer noch ein Hauptproblem „the problem of boundary specification, of moving from flows of transactions to clearly demarcated units of study, from continuity to discontinuity, is perhaps the most frequently encountered of all challenges to relation analysis. [...] No definitive solution has been found to such difficulties.“ (Emirbayer 1997, S. 303)

- Esser, Hartmut (2001): *Soziologie – Spezielle Grundlagen*. Bd. 6: Sinn und Kultur, Frankfurt am Main, New York
- Esser, Hartmut (2002): In guten wie in schlechten Tagen? Das Framing der Ehe und das Risiko zur Scheidung. Eine Anwendung und ein Test des Modells der Frame-Selektion, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 54, S. 27-63
- Esser, Hartmut (2003a): Die Rationalität der Werte. Die Typen des Handelns und das Modell der soziologischen Erklärung, in: Agathe Bienfait, Gert Albert, Claus Wendt, Steffen Sigmund (Hg.), *Das Weber Paradigma*, Tübingen, S. 154-188
- Esser, Hartmut (2003b): Institutionen als „Modelle“. Zum Problem der „Geltung“ von institutionellen Regeln und zur These von der Eigenständigkeit einer „Logic of Appropriateness“, in: Michael Schmid, Andrea Maurer (Hg.), *Ökonomischer und soziologischer Institutionalismus. Interdisziplinäre Beiträge und Perspektiven der Institutionentheorie und -analyse*, Marburg, S. 47-72
- Esser, Hartmut (2004): Wertrationalität, in: Andreas Diekmann, Thomas Voss (Hg.), *Rational-Choice-Theorie in den Sozialwissenschaften*, München, S. 97-112
- Grant, Colin, B. (2004): Uncertain Communications: Uncertain Social Systems, in: *Soziale Systeme*, 10, S. 217-232
- Hempel, Carl G. (1939): Vagueness and Logic, in: *Philosophy of Science*, 6, S. 163-180
- Kosko, Bart (1994): The Probability Monopol, in: *IEEE Transactions on Fuzzy Systems*, Vol. 2, No. 1, S. 32-33
- Kosko, Bart (1995): *Fuzzy logisch. Eine neue Art des Denkens*, Düsseldorf
- Kosko, Bart (2001): *Die Zukunft ist fuzzy. Unscharfe Logik verändert die Welt*, München, Zürich
- Kron, Thomas (2000): Explodierte Kommunikation, vernetzte Gesellschaft – Richard Münchs Analyse der Kommunikationsgesellschaft, in: Uwe Schimank, Ute Volkmann (Hg.), *Soziologische Gegenwartsdiagnosen I – Eine Einführung*, Opladen, S. 41-56
- Kron, Thomas (2004a): General Theory of Action? Inkonsistenzen in der Handlungstheorie von Hartmut Esser, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 33, S. 186-205
- Kron, Thomas (2004b): Probleme der Voluntaristischen Handlungstheorie von Richard Münch, in: *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, Vol. 30, S. 35-58
- Kron, Thomas (2005a): Der komplexe Akteur – Vorschlag für einen integralen akteurtheoretischen Bezugsrahmen, Münster
- Kron, Thomas (2005b): Fuzzy-Logik für die Soziologie, in: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 30, S. 51-88
- Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt am Main
- Luhmann, Niklas (1986a): *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?*, Opladen
- Luhmann, Niklas (1986b): The Autopoesis of Social Systems, in: Felix Geyer/Johannes van der Zouwen (Hg.), *Sociocybernetic Paradoxes*, London, S. 172-192
- Luhmann, Niklas (1988): *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, Frankfurt am Main
- Luhmann, Niklas (1990): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt am Main

- Luhmann, Niklas (1991): Replik auf die Besprechung des Buches: Niklas Luhmann, „Die Wirtschaft der Gesellschaft“, Frankfurt/M. 1989 durch Richard Münch und Claus Offe, in: *Soziologische Revue*, 13, S. 381 – 393, in: *Soziologische Revue* 14, S. 258-261
- Luhmann, Niklas (1992): Sthenographie, in: Niklas Luhmann et al. (Hg.), *Beobachter. Konvergenz der Erkenntnistheorien?*, München, S. 119-137
- Luhmann, Niklas (1993a): *Das Recht der Gesellschaft*, Frankfurt am Main
- Luhmann, Niklas (1993b): Die Paradoxie der Form, in: Dirk Baecker (Hg.), *Kalkül der Form*, Frankfurt am Main, S. 197-212
- Luhmann, Niklas (1993c): Das Erkenntnisprogramm des Konstruktivismus und die unbekannt bleibende Realität, in: Niklas Luhmann, *Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven*, Opladen, S. 31-58
- Luhmann, Niklas (1994): „Direction directrices“. Über Codierung von Semantiken und Systemen, in: Niklas Luhmann, *Soziologische Aufklärung 4. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft*, Opladen, S. 13-31
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt am Main
- Luhmann, Niklas (1998): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt am Main
- Luhmann, Niklas (2000): *Organisation und Entscheidung*, Opladen
- Luhmann, Niklas (2001): Erkenntnis als Konstruktion, in: Niklas Luhmann, *Aufsätze und Reden*, Stuttgart, S. 218-242
- Luhmann, Niklas (2002): *Einführung in die Systemtheorie*, Heidelberg
- Martens, Will (1995a): Der verhängnisvolle Unterschied, in: *Zeitschrift für Soziologie*, H. 3, S. 229-234
- Martens, Will (1995b): Die Selbigkeit des Differenten. Über die Erzeugung und Beschreibung sozialer Einheiten, in: *Soziale Systeme*, 1, S. 301-328
- Martens, Will (2000): Gegenstände und Eigenschaften. Vom Nutzen einer einfachen philosophischen Unterscheidung, in: Peter-Ulrich Merz-Benz, Gerhard Wagner (Hg.), *Die Logik der Systeme: zur Kritik der systemtheoretischen Soziologie Niklas Luhmanns*, S. 257-302
- Münch, Richard (1982): *Theorie des Handelns*, Frankfurt am Main
- Münch, Richard (1984): *Die Struktur der Moderne*, Frankfurt am Main
- Münch, Richard (1987): The Interpenetration of Microinteraction and Macrostructures in a Complex and Contingent Institutional Order, in: Alexander, Jeffrey C. et al. (Hg.): *The Micro-Macro Link*, Berkeley, Los Angeles, London, S. 319-336
- Münch, Richard (1991): *Dialektik der Kommunikationsgesellschaft*, Frankfurt am Main
- Münch, Richard (1994): Zahlung und Achtung. Die Interpenetration von Ökonomie und Moral, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 23, S. 388-411
- Münch, Richard (1995): *Dynamik der Kommunikationsgesellschaft*, Frankfurt am Main
- Münch, Richard (1996): *Risikopolitik*, Frankfurt/Main
- Paris, Rainer (2005a): Halbglauben, in: Rainer Paris, *Normale Macht. Soziologische Essays*, Konstanz, S. 109-123
- Paris, Rainer (2005b): Doing Gender, in: Rainer Paris, *Normale Macht. Soziologische Essays*, Konstanz, S. 145-156

- Ragin, Charles C. (1987): *The Comparative Method. Moving Beyond Qualitative and Quantitative Strategies*, Berkeley, Los Angeles, London
- Ragin, Charles C. (2000): *Fuzzy-Set Social Science*, Chicago, London
- Schimank, Uwe (1999): *Flipperspielen und Lebenskunst*, in: Herbert Willems, Alois Hahn (Hg.), *Identität und Moderne*, Frankfurt am Main S. 250-272
- Schimank, Uwe (2000): *Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie*, Weinheim
- Schimank, Uwe (2004): *Die Unaufhörlichkeit des Entscheidens*, Hagen. Studienbrief der FernUniversität in Hagen (Kurs-Nr. 33712)
- Schmid, Michael (2004): *Rationales Handeln und soziale Prozesse. Beiträge zur soziologischen Theoriebildung*, Wiesbaden
- Schwinn, Thomas (1993): *Max Webers Konzeption des Mikro-Makro-Problems*, in *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 45, S. 220-237
- Schwinn, Thomas (2001): *Differenzierung ohne Gesellschaft. Umstellung eines soziologischen Konzepts*, Weilerswist
- Wagner, Gerhard (1996): *Differenzierung als absoluter Begriff? Zur Revision einer soziologischen Kategorie*, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 48, S. 89-105
- Weber, Max (1980): *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen
- Wilson, Edward O. (1998): *Die Einheit des Wissens*, München

Das Essersche „Modell der soziologischen Erklärung“ als zentrales Integrationskonzept im Spiegel der Esser-Luhmann-Weber-Vergleiche – was resultiert für die weitere Theoriediskussion?

Rainer Greshoff

1 Vorbemerkung: kein abschließender Beitrag

(1) Ein Buchbeitrag am Ende eines Buches, der – wenn auch nicht nur – die anderen Beiträge dieses Buches zum Gegenstand hat, steht immer ein wenig in der Gefahr, so verfasst oder interpretiert zu werden, als solle durch ihn die dort entfaltete Diskussion zu einem definitiven Abschluss gebracht werden, kommen doch die Autorin und Autoren dieser Beiträge danach im Buch nicht mehr zu Wort. Kurz, ein solcher Beitrag mag den schlechten Geschmack hinterlassen, dass sich hier jemand das letzte Wort nimmt. Dass die nachstehenden Ausführungen so gedeutet werden können, lässt sich nicht ausschließen. Intendiert ist ein solches letztes Wort jedoch nicht. Das gilt auch dafür, dass ich in den Buchbeiträgen eingenommene Positionen kritisch beurteile, wenn mir dies von der Sache her und zur Stimulierung einer konstruktiven Auseinandersetzung damit geboten schien. Was „von der Sache her“ heißt oder heißen kann, ist natürlich ebenso strittig und diskussionsbedürftig wie das, was „geboten“ heißt. Von daher wäre es zu begrüßen, wenn die am Buch Beteiligten zusammen kommen könnten, um solcherart Punkte, vor allem aber das Buchprojekt und die sich daraus ergebenden Perspektiven für die weitere Theoriediskussion, gemeinschaftlich zu erörtern (dazu gleich mehr).

(2) Primäres Ziel meiner Ausführungen ist es, einen konzeptuellen Rahmen zu skizzieren, in dem die in den Beiträgen vertretenen Positionen systematisierend einzuordnen sind, um darüber die weitere Theoriediskussion zur Vergleichs- und Integrationsproblematik voran treiben zu können. Nach einer Rekapitulation der Anlage von Essers Soziologie (2) geht es unter der gerade dargelegten Zielsetzung vor allem darum, die Grundlogik seines zentralen Konzeptes, des „Modells der soziologischen Erklärung“ (MSE), zu entfalten (3). Zur Illustration dieser Grundlogik und um dazu erste Vergleichsbezüge herzustellen, werden ihr anschließend in knappen Aufrissen Grundlagenkonzepte von Weber und Luhmann zugeordnet (4). Um diese Zuordnung in ihren

* Mein herzlicher Dank gilt Uwe Schimank für seine produktive Kritik.